



Andrea De Carlo
*Ein fast
perfektes Wunder*

Roman · Diogenes

oder René verständigen, dass er morgen früh die Pferde bereitmachen soll, oder sich sonst irgendeine Beschäftigung suchen, die ihn abhält von sinnlosen Konversationsversuchen über nicht triviale Themen mit Wally »The Wall« Thompson.

Milena Migliari fährt mit ihrem orangefarbenen Renault Kangoo die Straße entlang, die zwischen Lagerhallen für Baumaterial, Swimmingpool-Firmen, Baggerparkplätzen und auf jedem freien Fleck errichteten Villen im sogenannten neoprovenzalischen Stil zu Füßen der mit Dörfern gekrönten Anhöhen durch die Ebene führt. Ab und zu kommen ihr Zweifel, warum sie sich von allen Orten auf der Welt zum Leben und Arbeiten ausgerechnet diesen hier ausgesucht hat; doch im Grunde ist sie ja nur einer unvermeidlichen Strömung gefolgt, denkt sie dann, die begonnen hat, als sie in dem Yogazentrum auf den Hügeln der Marken Viviane begegnet ist, woraufhin sie beschlossen hat, ihr nach Frankreich zu folgen, mit ihr zusammenzuziehen, dann bei dem schrulligen Notar und Maler für einen Spottpreis das Haus mit dem verglasten Patio zu erwerben und schließlich für ihre Eisdiele die Räume des ehemaligen Cafés anzumieten, als es fast schon unmöglich schien, einen geeigneten Platz zu finden. Sie war noch nie jemand, der auf lange Sicht oder überhaupt viel vorausplant. Sie hat sich immer kurzfristig orientiert, um den Dingen Raum zu geben, die geschehen, wann sie geschehen müssen, und entsprechend handeln zu können. Ereignisse nimmt sie seit jeher recht fatalistisch auf und bemüht sich, sie nicht aufgrund vorgefasster Werteskalen zu vergrößern oder zu verkleinern. Zum Beispiel diese Geschichte mit dem Anruf der superliebenswürdigen und supernervösen Engländerin, die ausgerechnet heute zehn Kilo Eis will: Radikal verändert sich ihre finanzielle Situation dadurch nicht, doch es ist eine Botschaft aus dem All, die ihr sagt, sie solle sich nicht hängenlassen, schöne Überraschungen seien immer möglich. Natürlich nur, wenn es sich nicht um den blöden Scherz von irgendjemandem handelt, der sich gern mal auf Kosten anderer Leute amüsiert. Bald wird sie es wissen; sie fährt schon die Kurven nach Callian und zur Hochebene gleich hinter dem Dorf hinauf, wo der Chemin de la Forêt beginnt.

Die meisten Straßen hier in der Gegend sind eng, und man muss aufpassen, weil die Ortsansässigen nie damit rechnen, dass ihnen aus der anderen Richtung jemand entgegenkommen könnte. Oft muss sie im letzten Moment stark abbremsen oder seitlich ausweichen, um nicht frontal mit irgendwelchen Schwachköpfen zusammenzustoßen. Und mit jeder Kurve steigt ihre Nervosität, das ist immer so, wenn sie einen Termin oder eine Verabredung hat: egal, ob beim Zahnarzt oder mit einer Freundin oder einer Kundin, wie in diesem Fall. Die Vorstellung, eine bestimmte Person aus einem bestimmten Grund an einem bestimmten Ort treffen zu müssen, versetzt sie in Aufregung, da kann sie nichts machen. Zudem ist diese Straße noch enger als die anderen, mit einem Trockensteinmüerchen auf der einen Seite und dem Wald auf der anderen, und sie ist auch länger, als man meint.

Zuletzt aber endet die Straße schlagartig an einem mächtigen Tor: Rechts befindet sich

die Scheibe eines gefällten Baumstamms mit der eingebrannten Aufschrift *Les Vieux Oliviers*, wie es ihr die Engländerin am Telefon gesagt hat. Zwischen den dunkelgrünen Eisenstäben sieht man Wiesen und Hecken und Bäume, alles gewissenhaft gepflegt für reiche Besitzer, die sicherlich nur äußerst selten herkommen. In dieser Gegend fällt die Nutzung der Häuser umgekehrt proportional zu ihrer Größe aus: Die kleineren werden im Sommer und in allen Ferien intensiv genutzt, die größeren stehen die meiste Zeit leer. Man weiß auch nie genau, wem diese sagenumwobenen Residenzen gehören, Gerüchte munkeln von Finanzhaien, Fußball-, Musik- und Filmstars. Einige Namen werden wahrscheinlich von Restaurantbesitzern und Immobilienmaklern absichtlich ausgestreut, um diesen Dörfern ein wenig vom Flair der Côte d'Azur und der eigentlichen Provence weiter östlich zu verleihen, damit sie nicht nur als parzellierte Gegend betrachtet werden, wo sich Deutsche und Holländer niederlassen, die den künstlichen See zu schätzen wissen, und ein paar Reiche, die sich ein bisschen von der üblichen Schickeria absetzen wollen.

Milena Migliari steigt aus dem Lieferwagen aus, studiert die kleine Messingtafel der Sprechanlage an der linken Säule des Tors: kein Name. Sie zögert kurz, dann drückt sie unsicher den Knopf. Keine Antwort. Sie schaut sich um, blickt nach oben: Dort, auf der Säule, sind ein Blinklicht und der Lautsprecher einer Alarmanlage montiert. Sie fragt sich, ob sie ihr Gesicht dem kleinen Glasauge der Überwachungskamera nähern sollte, um zu zeigen, dass sie weder eine Einbrecherin noch eine Klatschreporterin oder wer weiß was ist. Erneut drückt sie den Knopf, schaut durch die Eisenstäbe: Das Haus sieht man von hier aus nicht, keinerlei Lebenszeichen weit und breit.

Endlich kommt aus der Sprechanlage eine hörbar misstrauische Frauenstimme. »Wer ist da?«

Milena Migliari hält das Gesicht vor die Überwachungskamera und lächelt, was ihr unter diesen Umständen ziemlich schlecht gelingt. »Ich bringe das Eis.«

»Welches Eis?« Die Stimme wird noch patziger und klingt außerdem kein bisschen wie die, die sie in der Eisdiele angerufen hat, keine Spur von englischem Akzent.

»Von *La Merveille Imparfaite* in Fayence! Sie haben mich vor einer halben Stunde angerufen und zehn Kilo Eis bestellt.« Plötzlich fühlt sie sich unglaublich dumm, dass sie eine so merkwürdige Bestellung ernst genommen hat, ohne wenigstens zur Überprüfung kurz zurückzurufen. Noch so ein perfektes Beispiel für eine glühende Enttäuschung, nur weil sie ständig auf freudige Überraschungen wartet: Es passiert ihr ja nicht zum ersten Mal, dass sie, leichtgläubig, wie sie ist, hereingelegt wird. Als Kind glaubte sie ihrem Vater noch jedes Mal, wenn er ihr am Telefon versprach, er werde sie abholen und ein wunderbares Wochenende mit ihr verbringen, dann aber nicht einmal anrief, um abzusagen, mit dem Ergebnis, dass ihre Mutter auf sie fast wütender war als auf ihn. Auch Viviane wiederholt häufig, sie solle doch mal versuchen, weniger in den Wolken zu leben. Doch wenn sie nicht wenigstens ein bisschen in den Wolken lebte, wäre sie nicht so, wie sie ist, und gewiss hätte sie keine Eisdiele wie die ihre eröffnet; sie hätte sich damit zufriedengegeben, mit abgepackten Fertigpräparaten zu arbeiten und Standardeis herzustellen. Das wäre sicher realistischer gewesen als das, was sie jetzt macht, würde aber auch viel weniger Spaß machen. Sie hat jedenfalls längst kapiert, dass niemand

seinen Charakter wirklich ändern kann, zumindest nicht wesentlich und dauerhaft.

»Zehn Kilo Eis?«, fragt die Stimme an der Sprechanlage ungläubig. Direkt dahinter hört man noch eine zweite, dann ein unverständliches Palaver zwischen beiden, dann nichts mehr.

Milena Migliari starrt weiter in das kleine Glasauge der Überwachungskamera auf der Messingtafel. Sie fragt sich, ob sie noch einmal auf den Knopf drücken sollte, um die Sache zu erklären, oder lieber aufgeben und aus der Erfahrung lernen, wenigstens so viel, dass sie nicht wieder in derartige Fallen tappt.

Doch jetzt hört man ein Klicken: Das Tor öffnet sich langsam, der hochqualitative, gutgeölte Mechanismus brummt leise.

Sie zögert kurz, dann steigt sie wieder in ihren Lieferwagen und fährt, als das Tor offen ist, vorsichtig die Allee hinauf, die nach einer Weile eine Rechtskurve macht. Der Asphalt ist sienabraun, wäre er nicht so glatt und einheitlich, sähe er wirklich wie Erde aus. Links steht eine zu kunstvoll gestutzte Lorbeerhecke, rechts eine Reihe Zypressen und Oleander, die einen terrassierten Hang einfassen, dessen Rasen ebenfalls zu gleichmäßig gemäht ist.

Plötzlich schießt zwischen den Zypressen und den Oleandern, nur wenige Zentimeter vor der Kühlerhaube des Lieferwagens, ein großes dunkles Tier heraus, das wie ein Lama aussieht. Milena Migliari bremst scharf, knallt fast mit dem Kopf gegen die Windschutzscheibe, die zwei Kühltaschen rutschen und stoßen an die Rücksitze. Bevor sie sich von dem Schock erholen kann, springen noch zwei weiße Lamas auf den Weg, stürmen an ihr vorbei und blitzschnell hinter dem dunklen Tier die Allee hinunter in die Richtung, aus der sie gekommen ist. Wie festgenagelt sitzt sie mit klopfendem Herzen und außer Atem in ihrem Auto und beobachtet, wie die Tiere mit federnden Sprüngen hinter der nächsten Kurve verschwinden. Sie fragt sich, ob die Lamas womöglich aus dem Grundstück ausbrechen können, falls es sich denn um Haustiere handelt; doch das Tor kann man von hier nicht sehen, und zum Wenden, um ihnen zu folgen, ist es auch zu eng, also fährt sie weiter.

Die Allee führt weiter in einer Kurve bergan, auch hier wie zum Schutz von hohen Hecken gesäumt, dann verläuft sie gerade, jetzt sieht man das Haus, genauer gesagt, die Rückseite, gelb und breit, mit einem zweistöckigen Hauptgebäude und zwei einstöckigen Flügeln. Davor ein Platz und eine Holzkonstruktion mit schrägem Dach, unter dem mehrere Autos parken.

Milena Migliari betrachtet die Türen am Haus, fragt sich, vor welcher sie halten soll. Da sie sich nicht entscheiden kann, hält sie mit dem Kangoo in der Mitte des Platzes an, kurbelt das Fenster hoch, dann wieder herunter. Soll sie, nachdem sie ihr zuletzt doch noch geöffnet haben, den Auftrag nun für bestätigt erachten? Oder sollte sie lieber auf die Person warten, die ihr an der Sprechanlage geantwortet hat, um herauszufinden, was Sache ist? Schließlich packt sie die zwei Kühltaschen und geht auf die mittlere Tür des Hauses zu, während ihr Magen sich vor Verlegenheit verkrampft und Neugier und Zweifel in ihr kämpfen.

Die Tür öffnet sich, bevor sie Zeit hat zu klingeln: Ein riesiger Typ mit kahlrasiertem Kopf und finsterem Gesicht erscheint und mustert sie mit zusammengekniffenen Augen,

die Kühltaschen, den Lieferwagen, wieder die Kühltaschen, als argwöhnte er, sie könnten wer weiß was enthalten.